

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

2) Von Alfred af Hedenstjerna.

„Gedenken Sie sich gar nicht zu verheirathen, Herr Landrichter?“ sagte einmal jemand zu ihm, der dem alten Junggesellen dadurch schmeicheln wollte, daß er diesen Fall noch für möglich hielt.

„W... wo... wozu sollte das denn d... d... dienen? Ich habe ja die Sch... Schwägerin, die viel b... besser ist... besser, als alle Frauen der W... Welt.“ erwiderte Onkel Gustav.

Sonderlich schön war der alte Onkel freilich nicht. Mehrere Jahre älter, als „Papa“, überaus mager, podernarbig, zahlos unter Verschmähung aller künstlichen Klangeräthe und ziemlich kahlköpfig. Dazu sein Stottern und die Eigentümlichkeit seines ganzen Wesens. So hatte er die unangenehme Gewohnheit, laut zu denken, was um so peinlicher war, als er eine gewisse Neigung zu spöttischen Gedanken hatte. In Gegenwart von Fremden konnte Onkel Gustav daher recht beschwerlich fallen; und die Mädchen sahen der Entwicklung seiner gesellschaftlichen Talente in dem Kurort Gesundbrunnen mit großer Besorgniß entgegen.

Schon hier draußen auf der Landstraße in ihrem lieben, riesengroßen Wagen, in dem sie sich so heimisch fühlten, machte die Familie Hellvik einen ganz originellen Eindruck. Die Damenmoden der letzten zwei Jahre waren spurlos an Mama vorbeigezogen, und die Versuche einer kleinen Meisterin der Nadel, die aus der nächsten Kleinstadt nach Sultuna hinausgeschickt worden war, um Anna's und Gerda's neue Toiletten entsprechend zu gestalten, waren nicht allzu befriedigend ausgefallen. Mama aber fand alles vortrefflich und wohl gelungen, und man hatte durch die Kurverwaltung in einer der besten Villen Wohnung gemiethet, um von vornherein der Gesellschaft in dem Kurorte einen kleinen Fingerzeig zu geben, wie sie die Familie Hellvik zu taxiren habe.

Ueber Land zu fahren und die Equipage während des Kuraufenthaltes dort zu behalten, das war Mama's Idee. Freilich ging eine Eisenbahn und auch eine Dampfschifflinie nach Gesundbrunnen, aber es war viel gemüthlicher und gab ein gewisses Ansehen, „eigene Equipage“ zu haben, und konnte auch Veranlassung zum Anknüpfen netter Bekanntschaften mit angenehmen Leuten geben, wenn man sie zum Mitfahren einlud.

Das Gepäck und Axel's Veloziped waren mit dem Dampfschiff gegangen.

Je näher man Gesundbrunnen kam, desto großartiger und schöner wurde die Natur, desto öfter begegnete man Gruppen prominenter Gäste oder fuhr an solchen vorbei, und desto größeres Aufsehen erregte der Hellvik'sche Familienwagen.

„Guten Tag, mein Jungchen!“ rief Frau Hellvik munter einem kleinen, fein ausgeputzten Knaben zu, der am Wege an der Hand seiner elegant gekleideten Mutter daher kam.

„Aber Emma, Du kennst sie ja gar nicht...“

„Ach, Herr Gott, was macht das, Albert! Morgen Abend kommen wir sie ja alle!...“

Bald war man im Kurpark und erregte eine Aufmerksamkeit, wie man sie sich nicht größer und deutlicher wünschen konnte. Man stellte sich am Wege auf und setzte die Pinneux und Monocles zurecht.

Frau Hellvik war ganz gerührt darüber und flüsterte:

„Albert und Gustav, Ihr könntet gut grüßen! Herr Gott, wir sind ja doch bald alle wie eine einzige große Familie!“

Alle blickten froh umher. Nur die schöne Stirne der kleinen Gerda verfinsterte sich, und ihre lebhaften Augen bekamen einen nachdenklichen Ausdruck. Gerda hatte einen angeborenen Geschnack und offenen Blick, obgleich beide ungeübt waren. Offenbar gefiel etwas dem kleinen Fräulein Hellvik nicht. Schließlich bog sie sich vor und flüsterte:

„O, Mama, Mama, sieh nur die Toiletten! Ich fürchte, wir werden schwer mit den Montirungen durchkommen, mit denen das gute Fräulein Lindquist uns ausgestattet hat...“

Mama wurde sofort ernst.

„Ach, was Du sagst, Kind! Ja, Du hast ganz gefährliche Augen! Das wäre ja eine Niederträchtigkeit! Sie hatte doch ihre Modejournale mit. Kinder, das arme Schaf hat sich doch wohl nicht im Jahrgang des „Modenblatt“ geirrt! Weiß der Himmel, das sieht wirklich beinahe so aus...“

Auch Fräulein Anna machte ein bedenkliches Gesicht und die Damen wurden nur wenig durch Onkel Gustav's ermunternden Ausruf getröstet:

„Ich f... finde, die Mädchen sehen sehr hübsch aus!“

Neben der Villa, in der die Familie Hellvik wohnen sollte, befand sich ein großer fester Kiesplatz, auf dem die halb-erwachsene Jugend gerade eifrig mit einer munteren Ballspielpartie beschäftigt war.

Pluto und Proserpina — die einzige praktische Verwendung, die Papa Hellvik's klassische Bildung fand, war, daß man den Hausthieren mythologische und alterthumsgeschichtliche Namen gab — Pluto und Proserpina hatten seit dem Betreten des Kurort-Gebietes sich für eine langsamere Gangart entschlossen, die Gelegenheit zu reiflicheren Beobachtungen gab, und alle Versuche Peter's, sie zu einem imponirenden Einzug anzutreiben, strandeten an der großen Charakterfestigkeit der Unterirdischen.

Jetzt passirte man den Kiesplatz; da zischte der Ballschläger durch die Luft und der Ball kam gerade auf die Hellvik'sche Equipage losgeslogen. Aber ruhig und sicher parirte der junge Axel ihn mit geballter Hand und schlug ihn in langem, schönem Bogen zurück zu einem der Spielenden, gerade als wäre er mit beim Spiel gewesen.

Ein Beifallsgemurmel begrüßte die Geistesgegenwart des Knaben.

„Nein, seht den! Seht!“ — „Das war ein Schlag!“ — „Ob der hier bleibt?“ ertönte es aus der Schaar.

„Ihr Lieben sagt, wo liegt die Villa der Wittve Berg?“ fragte Frau Hellvik in demselben Augenblick ein paar Damen, die an ihrem Wagen vorbeikamen. Die Damen sperrten die Augen auf und sagten:

„Ob das Nummer sieben ist? Oder vielleicht Nummer neun? ... Nein, ich glaub' bestimmt, daß es Nummer elf ist.“

„Ach Du Allmächt'ger! Hier mitten auf dem Lande haben sie nun gar Nummern an den Häusern! Na, vielen tausend Dank!“

So fand man denn schließlich die richtige Villa und stieg mit steifen Beinen die Treppe zu ihr hinauf. Im Korridor stand ein hübsches junges Mädchen in karriertem Baumwollkleid und verneigte sich lächelnd. Frau Hellvik war ganz glücklich darüber, angelangt zu sein, und Gesundbrunnen viel hübscher gefunden zu haben, als sie es sich gedacht hatte, und ganz entzückt, daß die Villa so fein und elegant war, und da ihr Herz ohnehin stets vor Wohlwollen gegen die ganze Welt und alle Menschen überströmte, öffnete sie ihre üppigen Arme, drückte das Mädchen an ihr Herz und küßte es auf die Wange, sodas es knallte wie eine bessere Kinderpistole.

„Liebes, liebes Kind! Möchten wir nur nicht Ihrer Frau Mama allzu viel Arbeit und Beschwerde verursachen!“

Das Mädchen machte sich mit sanfter Gewalt aus der üppigen Umarmung frei, verneigte sich etwas weniger tief, lächelte aber desto mehr und sagte:

„Verzeihen Sie, ich bin nur das Hausmädchen... Die Frau und das Fräulein sind draußen im Kurpark.“

Frau Hellvik hustete ein wenig, nahm eine gekränkte Miene an und murmelte:

„Na, das muß ich sagen! Nicht einmal zu Haus zu sein und einen zu empfangen...“

Es nahm dann jeder sein Zimmer in Besitz und verwandte einige Zeit auf die Toilette.

Onkel Gustav, der sich in dieser Beziehung niemals über-eilte, wurde doch zuerst fertig und sah bald auf der Veranda in einem schmutztafelbraunen Rock von unbestimmbarem Schnitt, in grauen Beinleidern, heller, flotter Weste und dem höchsten Stehtragen, den er hatte austreiben können, so daß es jeden Augenblick aussah, als würde er sich die Ohren abschneiden.

Wie er so da sitzt und mit sichtbarem Wohlbehagen eine Prieze von Wienden's berühmter Mischung in seinem im-

ponirenden Bugspriet hineinstopft, kommt eine Dame mit länglichem, magerem Gesicht und ein paar grünen Augen, die in den etwa sechzig Jahren, die sie nun wohl so über die elende Welt hingeblickt, sich noch nicht hatten einigen können, gleichzeitig in einer Richtung zu sehen, die Treppe herauf. Sie ist ungewöhnlich groß und bewegt sich mit Grandezza, was Onkel Gustav veranlaßt, den Rest seiner Prieße auf die schneidige Weste fallen zu lassen, aufzustehen, den Hut zu lüften und zu rufen:

„Frau B . . . B . . . Berg?“

„Ja, allerdings!“ Sie machten sich bekannt und setzten sich auf die Veranda, wobei die Wirthin, die sich so angenehm zu machen suchte, als es ihr bei ihrer schroffen Natur irgend möglich war, Onkel Gustav damit unterhielt, daß sie ihm aus der Ferne den Theil der Kurgesellschaft vorstellte, der jetzt um die Mittagszeit immer lebhafter auf dem Wege zum Restaurant in Gesichtswerte der Veranda vorbeiströmte.

Der Landrichter begann sich schon zu interessieren. Da erblickte er plötzlich ein riesiges, schon etwas bejahrtes Mädchen mit kreuzweis-blickenden Augen und einem unglaublich langen Gesicht.

„Was ist das da für ein sch . . . schauderhaft häßliches M . . . Mädchen?“ fragte Onkel Gustav.

Frau Berg fuhr zusammen, wurde roth wie Blut, erhob sich, strich ihr Kleid glatt und sagte rüt der Würde einer zärtlichen, beleidigten Mutter:

„Das ist meine Tochter, Herr Landrichter . . .“

Onkel Gustav wurde nun verlegen und rief in dem lebhaften Verlangen, irgendwie den unbehaglichen Eindruck zu vertreiben:

„O ich b . . . b . . . bitte t . . . tausendmal . . . Nein . . . das hat . . . te ich doch g . . . g . . . gleich sehen müssen!“

Glücklicherweise kam gerade in diesem Augenblick die ganze Familie Hellvit hinaus und Fräulein Berg hinauf, und fand allgemeine Vorstellung statt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Dienstmagd.

Von Robert Caze.

I.

Aber das ist ja ein Kind, ein richtiges Kind; mit der können wir nichts anfangen! Wir brauchen eine kräftige Person für die Wirthschaft; die Tante Sophie scheint wirklich blind zu werden! Wenn das nicht der Fall wäre, so hätte uns die Frau doch ein richtiges Dienstmädchen geschickt. Nun müssen wir für die Rückkehr der Kleinen auch noch Reisegeld bezahlen. Nein, wie unangenehm, wie unangenehm!

Während Herr Bartholomäus Goffat dieses Gejammer ausstieß, ging er im Salon aufgeregt auf und nieder. Seine mageren Beine schwannten wie Kompaßnadeln hin und her. Ihre Bewegung wurde im Norden von einem Kufbaumstreichel, auf dem eine Venus von Milo aus Gips stand, aufgehalten, im Süden von einem Mahagoni-Hischen, das einen Korb mit künstlichen Blumen trug.

Gleichgiltig gegen die Klagen ihres Mannes, saß Frau Goffat, eine kleine ründliche Brünette mit hoher Stirn und grünlichen Augen auf einem Sammetstuhl und betrachtete die Kleine, die ihr die Tante Sophie geschickt, mit prüfenden Augen.

Die arme Kleine stand noch immer mit blassem Gesicht in der Mitte des Salons und lehnte sich an einen mit Photographiealbum und Geschenkbüchern beladenen Tisch.

Sie war sehr dünn, schwächlich und klein; eine schwarze Tüllhaube bedeckte zur Hälfte ihre blondrothen Haare; sie hatte ein feines, zartes, aber zu stark ausgeprägtes Gesicht, eines jener Gesichter, die schon in der Jugend alt erscheinen. Die weißblauen Augen waren klein, und sie schlug sie stets zu Boden. Ihre gerade, nach den Rippen zu etwas spitze Nase befand sich allzufern in der Nähe der Lippen, welche blaß, blutlos, aber sehr dick waren. Ein spitzes Kinn erhöhte noch die Häßlichkeit des Kindes, das vor Aufregung und Müdigkeit ganz blaß war. Und was für ein seltsames Kostüm sie trug! Ein baumwollenes Tuch mit grün und weißen Streifen umschloß ihren von der Sonne verbrannten Hals; eine braune Jade schlug auf ihrem Rücken Falten, während ein blauer Rock, welcher zu kurz geworden war, um ihre Beine schlenterte und ihre groben Lederschuhe sehen ließ.

„Ach, man kann wirklich keinen Augenblick in Ruhe leben! Immer und immer hat man Unannehmlichkeiten wegen der Dienstmädchen! Aber was ist das auch für eine Idee, sich ein Dienstmädchen von außerhalb, gleichsam auf Bestellung kommen zu lassen! In Auswahl fehlt es doch wirklich nicht in Paris. Es giebt ja jetzt in jeder Straße Vermittlungsbureaus.“

Frau Goffat gab auf diesen indirekten Vorwurf ihres Mannes keine Antwort; sie zuckte nur die Achseln, wandte sich an das Kind und fragte:

„Du heißt ja wohl Katherine?“

„Ja, Frau!“

„So jagt man nicht in Paris; man antwortet: „Ja, Madame . . . Komme jetzt mit mir!“

Frau Goffat zündete eine Kerze an, verließ den Salon mit Katherine, durchschritt das Schlafzimmer und öffnete eine Glasküre.

„Geh hier hinein!“

Katherine gehorchte. Zuerst glaubte sie naiverweise, man wolle sie bestrafen, denn der Ort, an dem sie sich befand, war ebenso dunkel, wie der Stutzer des Kaiserhofes, in den man sie zwei- bis dreimal wegen kleiner Vergehen gesperrt hatte.

„Nun ja, das ist Deine Schlafkammer,“ sagte Frau Goffat eifrig, „Du brauchst keine Angst zu haben; es sind weder Wölfe noch Geispuster darin; in Deinem Alter schläft man übrigens überall gut. Hier ist das Bett. Es muß alle Morgen zusammengekloppt werden, hörst Du wohl?“

„Ja, Madame!“

„So, jetzt leg Dich ohne Licht nieder. Es ist hier nicht sehr geräumig, und ein Feuer kann bald entstehen. Du begreiffst, mir liegt nicht daran, meine Kleider und meine Wäsche auslodern zu sehen, die Versicherungsgesellschaften sind so knauserig!“

Bei diesen Worten deutete Frau Goffat auf eine Reihe farbiger Gewänder, die an den Wänden hingen.

„Alle Morgen um 6 Uhr mußt Du aufstehen, und punkt 7 Uhr das Frühstück bereit halten; ich habe meinen Laden zu versehen und der Herr geht in sein Bureau.“

II.

Ohne Klagen, ohne Zagen, ohne Schmolken fügte sich Katherine in das Leben, das man ihr bestimmt hatte. Sie war ein stilles, schüchternes Geschöpf. So manches Mal hielt sie die Thränen vor den Goffat's zurück und begnügte sich, die Augen zu Boden zu schlagen und zu erbleichen, wenn sie der Herr, der sie nicht leiden konnte, anzog, oder die Madame ihr eine Strafpredigt hielt. Doch Abends hatte sie sich kaum in ihrem eisernen Bette niedergelegt, da ersticke sie ihr Schläfchen, bis in ihre Rippen, um nicht laut loszubeben, und schlief schließlich, von Ermüdung und Kopfschmerz niedergedrückt, ein. Zuerst hatte sie einen schweren, drückenden Schlummer. Eine schwarze Nacht, in der zuweilen violette Lichter aufzuckten, fiel unter ihre Wimpern. Dann, zur Stunde, wo die Hähne ihren ersten Schrei ausstießen, im Augenblick, da die fernsten Lokomotiven auf den großen Bahnhöfen zu stöhnen aufhörten, wurde Katherine von guten Träumen heimgeführt.

Noch eine Qual, eine wirkliche Qual war ihr Leben am Tage. Ihre Herrschaft ging um 7 Uhr morgens fort und kam erst zum Abendessen wieder nach Hause. Zuerst war die Kleine sehr beschäftigt; sie machte die Betten, brachte die Wohnung in Ordnung und frühstückte gegen elf Uhr. Den ganzen übrigen Tag war sie allein, ganz allein in der engen Küche, die auf einem dunklen Hof hinausging. Kein Stückchen Himmel war zu sehen; vor ihren Augen stand nur eine graue Mauer, die man abzureißen vergessen hatte. Auf Augenblicke drang die grelle Stimme eines Kleiderhändlers und einer Obstverkäuferin zu Katherine's Ohren und ließ sie auf ihrem Stuhle erzittern. Die kleine Magd hatte eine große Furcht vor ihresgleichen. Sie verkehrte nicht mit den anderen Mädchen. Uebrigens hatte ihr Madame verboten, mit ihnen zu sprechen, und sie blieb geru für sich abgeschlossen. Ahtzehn Monate hindurch führte sie dieses einsame Leben.

Ihre durchaus nicht behende Denkkraft wurde noch schwerfälliger; ja, es gab Stunden, in denen sie gedankenlos im Zustand einer Maschine dahinglebte.

Nur des Abends erwachte sie aus dieser Schläftheit. Herr Goffat quälte sie wegen der größten Kleinigkeit, schalt sie wegen eines schlecht hingestellten Tellers, einer schlecht gefalteten Serviette, während Madame erklärte, „nie so ein dummes Mädchen von 15 Jahren gesehen zu haben“. Rantentlich die Sonntage waren für Katherine hart. In diesen Tagen ließ ihre Dienstherrschaft sie ihre Anwesenheit in bedenklicher Weise fühlen. Sie überluden sie mit Arbeit, befahlen ihr beide zu gleicher Zeit und verwirrten dieses ohnehin nicht allzu kräftige Gehirn. Dagegen übergab Herr Goffat alle Monate an bestimmten Tage Katherine 17 Franken mit ehrlicher Pünktlichkeit und vergaß nicht, ihr anzuschreiben, einen guten Gebrauch davon zu machen. Man hielt die kleine Magd für zu unerfahren, um die 25 Franken Lohn zu erhalten, die ihr die Tante Sophie versprochen hatte.

III.

Ein großes, sehr großes Ereigniß hatte sich vollzogen. Frau Goffat hatte ihrem Gatten einen dicken, strammen Zungen geschenkt, der das ganze Haus mit fröhlichem Lärm erfüllte. Zuerst hatte man die Absicht gehabt, ihn zu einer Amme aufs Land zu bringen; doch der Vater und die Mutter stellten Berechnungen an und gelangten zu der Ueberzeugung, daß Katherine den kleinen Mann wohl aufpäppeln konnte; das war entschieden billiger.

In der ersten Zeit war die kleine Magd über diesen Zuwachs an Arbeit sehr erschrocken; und ganz besonders brachte sie diese kleine menschliche Last in Verlegenheit. Es passirte ihr, daß sie die Bindeln des Kleinen schlecht zusammenstecte, und das Würschchen fing darüber demnach zu schreien an, daß es fast blau wurde. Diese Ungeschicklichkeit lam Katherine theuer zu stehen. Frau Goffat, die eine gute Mutter war, war über den Schmerz des Kindes so

empört, daß sie sich vergaß und die Magd ohrfeigte. Diese zeigte sich schließlich geschickter, und übrigens wurde der Kleine auch, je größer er wurde, weniger unausstehlich. Allerdings verlangte er seine Mahlzeit zur bestimmten Stunde; er wollte von 2-4, Sommer wie Winter, spazieren geführt werden; doch dafür lächelte er Katherine an und kostete sie. Er zog sie sogar Frau Goffat vor und bewilligte ihr großmüthig das erste Wort: „Mama!“

Aber auch die Magd wurde ganz verliebt in ihren lustigen, drolligen Jungen; sie sang ihm Lieder vor, über die der Kleine lachen mußte und die ihn schließlich einschläfereten. Zwei Jahre hindurch wurde das Mädchen wieder zum Kinde; sie wurde wieder jung, um dem Kleinen zu gefallen. Sie lebte jetzt für ihn, für ihn allein. Sie dachte nicht mehr an ihre Wälder, ihre Berge, ihre Heimath. Sie schlief wenig, um über den Schlummer des Kleinen zu wachen, der seine Wiege im Schimmer stehen hatte. Er war ihr Gefährte während des Tages und sie hielt es nur für richtig, daß sie ihn während der Nacht nicht vergaß.

Eines Nachmittags, im Augenblick, da Katherine sich anschickte, mit dem Kleinen auszugehen, wurde dieser, der seit bald einer Woche einen starken Schnupfen hatte, von einem heftigen Hustenanfall ergriffen. Sogleich schloß ihn das Mädchen in die Arme; doch er sträubte sich, neigte thörmächtig den Kopf nach hinten über und ließ die straffgespannten Adern seines Halses sehen. Seine kleinen Hände bewegten sich aufgeregter hin und her. Tief bewegt bedeckte Katherine das Kind mit Küssen und bat, es möge sich beruhigen; sie versuchte, ihm ein Glas Indertwasser einzugeben, doch er wurde wüthend und stieß es zurück. Und dazu immer dieses ränke Husten und pfeifende Püschel! Bis 7 Uhr abends kämpfte die Magd gegen die Krankheit des Kleinen an. Sie lief zu einem Apotheker und erklärte ihm recht unbedeutlich das Leiden des Kleinen. Da der Apotheker nicht wußte, was er ihr verabreichen sollte, so gab er Katherine die Adresse eines Arztes, zu dem sie sich begab und den sie nicht antraf. Sie verlor den Kopf und lehrte, ohne zu wissen wie, zu ihrer Herrschaft zurück.

Jetzt ließ der Kleine ein Schluchzen hören, das wie das Krähen eines Hahnes klang; sein Husten war dumpfer, lauter geworden. Katherine küßte ihn von neuem und bat ihn, ihr zu antworten, doch er konnte kein Wort mehr hervorbringen. Abends, als Frau Goffat nach Hause kam, fand sie die Magd ohnmächtig am Fuße der Wiege, in der das Kind mit aufgedunsenem Gesicht, blauen Lippen und wundem Halse, von der Diphtheritis ergriffen, starb.

IV.

Mit schwerem Kopfe und brennender Kehle eilt sie durch die Straßen; ruhelos eilt die kleine Bäuerin durch die Straßen der Großstadt, die sie so wenig kennt! Sie weiß nicht recht, was sie thun soll, sie hat keine Ahnung, wo sie Ruhe finden wird. Sie sieht das arme kleine Kind wieder vor sich, wie es den ewigen Schlummer schläft; sie sieht die weinende Frau Goffat vor sich und den mageren Herrn Goffat, dessen Arm sich drohend ausstreckt, um sie vor die Thüre zu werfen.

Es wird spät, die Laternenanzünder löschen jede zweite Flamme aus; Katherine wandert noch immer und immer; sie durchschreitet schwarze Gassen und breite Straßen; sie bemerkt undeutlich hohe Häuser, auf welche andere hohe Häuser folgen. In einem derselben im ersten Stock sind alle Fenster erleuchtet, und wie Schatten hüfchen Paare vorüber, die sich umschlingend halten, während ein Orchester einen langamen Walzer spielt. Katherine weiß nicht, wo sie sich befindet, noch wohin sie geht. Sie leidet stärker, und es ist ihr, als wäre ihr die Kehle ebenso glühend heiß als der Ofen, in welchem ihre Mutter das schöne, braune Brot backt.

Endlich kommt sie in eine ihr gänzlich unbekannte Stadtgegend, und beim Scheine einer Gaslaterne liest sie die Worte: Gasthof — Nachtlogis!

Die Kleine hat diese Worte entziffert. Man giebt ihr ein feuchtes Zimmer, doch sie sieht weder das elende Mobiliar, noch das plumpe, bärtige Gesicht des Wirthes. Er schläft, zerfchlagen, wirft sie sich angelleidet auf das Bett, und jetzt fühlt sie, wie auch sie die Krankheit ergreift, die den Kleinen dahingerafft. Pfeifend geht ihr Athem, und ihr Hals schwillt an! Sie hustet stundenlang, hört nicht einmal, wie jemand mit der Faust gegen die Thür donnert und hat keine Ahnung, ob sie den Schlummer eines anderen Unglücklichen stört. Am anderen Morgen hat Katherine das Gefühl der Wirklichkeit verloren. Sie glaubt, sie sei wieder Kind geworden und befindet sich wieder auf ihren Bergen; dort lebt sie frei mit dem Kleinen, der ein wenig größer geworden. Das Kind hat sie bei der Hand genommen, drückt sie kräftig und führt sie nach einer Landschaft, wo das Grün der Ebene von dem ewigen Schnee der Wipfel begrenzt wird. Das ist ein ganz neues Leben, ein Leben, das sie noch nie gekannt!

V.

Zwei Tage später, an einem Sonntag, während ein Tobengräber auf einem Kirchhof in der Umgegend von Paris die Erde feststampfte, unter welcher Katherine schlief, las Herr Goffat in einer Abendzeitung den Bericht über die Vertheilung des Tugendpreises.

„Ach, mein liebes Kind, höre nur,“ sagte er zu seiner Frau und las mit leiser Stimme:

„Einen Preis von 1000 Franken erhält Seraphine Morffin. Dieses treue Mädchen steht seit 30 Jahren in den Diensten des Ehe-

paars Dubal. Vom Kriege ruiniert, sind dieselben von ihrem Dienstmädchen unterstützt und mit dem Nothwendigsten versehen worden.“

Goffat ließ die Zeitung sinken und meinte: „Wann werden auch wir ein Dienstmädchen wie diese Seraphine finden?“

Kleines Feuilleton.

—o— Die Irene. Ueber die Brücke ziehen die Arbeiter zum Mittag. Sie gehen eilig. Keiner von ihnen sieht über die Brüstung auf den Fluß, an dessen schmutzigen Fluthen lange, kloßige Speicher und schwarzgeräucherte Fabriken emporragen, wie wenn sie den niedrigen, grauen Himmel stützen sollten.

Plötzlich stockt der vorwärts hastende Menschenzug vor einer Frau, die einen kleinen Wagen zieht. Sie geht vornübergebengt. Es wird ihr schwer, die Brückensteigung hinaufzutommen. Doch Schritt für Schritt drängt sie vorwärts.

Auf dem Wagen hockte ein alter Mann. Sein Oberkörper ist rüstig und frisch. Aber die Beine sind verkrüppelt. Vor mehr als zwanzig Jahren gerieth der Mann mit den Füßen in eine Maschine. Seitdem hat ihn seine Frau fahren müssen. Sie schafft ihn jeden Morgen nach der Dittlenleberei und holt ihn zum Mittag. Dann schafft sie ihn wieder hin und fährt ihn wieder abends nach Hause. Sie wäscht und plättet außerdem, denn er verdient noch nicht soviel, daß er selber davon leben könnte. So hält sie bei ihm aus.

Jeden Tag ist sie auf der Brücke zu finden, wie sie mit heiterem Gesicht vorwärtsleucht — das herrlichste Bild der Irene. —

c. Ein Münchener Balanzlied des achtzehnten Jahrhunderts wird in den „Forschungen zur Geschichte Bayerns“ mitgetheilt. „Der in der Bilanz räulente Student will München noch zum Angedenken sein höchst vergnügtes Vale schenken“, so lautet das Motto, und wirklich „höchst vergnügt“ klingt auch der Anfang: „Zum Loch hinaus, zum Loch hinaus! Das Schuljahr, das ist aus.“ Das Lied befindet sich in einem kuriosen Sammelband, der bald nach 1765 von unbekannter Hand zusammengestellt wurde. Der Band enthält eine große Zahl von Räthseln und Scherzfragen, wie die folgende: „Was ist das Beste an der Stadt München? — Daß sie einen Namen hat, ansonst könnte man sie nicht erfragen“; außerdem ein dreialtiges Singspiel von der Erschaffung der Welt, „Adam und Eva“, „von einem bayerischen Bauern“ gedichtet und amüsante Historien, zu denen das Balanzlied gerechnet wird. —

— Die Guano-Lager von Peru. Obgleich auf die riesigen Ablagerungen der das geschätzte Düngemittel bildenden Vogel-Excremente schon 1804 von Alexander von Humboldt aufmerksam gemacht wurde, und obgleich die Ureinwohner von Peru schon seit Jahrhunderten den Düngewerth des Guanos erkannt hatten und denselben zum Ackerbau benutzten, so begann eine regelrechte Ausfuhr desselben nach Europa doch erst im Jahre 1844. Die hauptsächlichsten, seit jener Zeit ununterbrochen ausgebeuteten Fundstellen befinden sich zwischen dem 6. und 22. Grad südlicher Breite, obgleich sich auch in Chile bis zum 45. Grad noch Lagerstätten vorfinden. Wie bekannt, besteht der Guano aus der Anhäufung von Excrementen von Seebögeln, welche in großer Menge auf wüsten Inseln und felsigen Klüften ihre Standquartiere haben. Die zuerst der Ausbeutung unterworfenen Insel Chincha lieferte innerhalb eines Zeitraums von etwa dreißig Jahren nicht weniger wie 9 000 000 Tonnen Guano, welches Quantum den vollen Bedarf des Weltmarktes für genannte Zeitperiode deckte. Erst im Jahre 1870 ging man an andere Fundstätten, und ergaben die Inseln Ballestas, Macabi und Guemape gegen 1 500 000 Tonnen; hierauf kamen im Jahre 1874 die Inseln Patillos, Patache, Pabellon de Pica und andere an die Reihe, welche in ihrer bis zum Jahre 1888 fortgesetzten Ausnutzung gegen 8 Millionen Tonnen lieferten. Selbstverständlich muß sich bei einer solchen Ausfuhr die Frage aufdrängen, ob trotz der enormen Vorräthe nicht doch schließlich einmal eine Erschöpfung derselben eintreten wird; diese Besürchtung ist jedoch, wie das Internationale Patentbureau von Reichelt mittheilt, unnötig; denn so lange die Meere der peruanischen Küste mit ihrem ungeheuren Fischreichthum den betreffenden Vögeln wie bisher die reichliche Nahrung geben, und so lange sich diese noch ihres gesunden Appetites und der regen Verdauung erfreuen, ist eher eine Zunahme der Ablagerungen trotz der riesigen Entnahmen wahrrscheinlich. Denn nach angestellten Ermittlungen liefert jeder Vogel täglich gegen 32 Granum Excremente, so daß es jährlich gegen 3 420 000 Stück Vögel bedarf, um 4000 Tonnen Guano zu erzeugen, eine Anzahl, die eher zu niedrig als zu hoch bezeichnet werden darf; und so sorgen die Vögel dafür, daß das der europäischen Landwirtschaft fast unentbehrlich gewordene Düngemittel stets in hinreichender Menge vorhanden bleibt. —

Literarisches.

—II. Ferdinand Kronegg: Verkaufte Frauen, Roman. Neuer Verlag, München, 1899. — Es giebt „moralische“ Bücher, die unsittlicher wirken, als die verurtheiltesten Werke irgend eines Modernen. Das macht, weil solch ein Moderner wenigstens ehrlich auf ein Ziel loszieuert und in seiner Wahrhaftigkeit das Radte nackt nimmt; aber wenn, wie im vorliegenden Buche, die Schweimeereien so hübsch nach einander gebracht werden, um schließlich die wahre „Tugend“ siegen zu lassen, so hat das ja einen sehr moralischen Schluß, aber der ist höchstens

dazu gut, pharisäischen Lesern einen Vorwand zu geben, um das Buch bis zu Ende zu lesen. Schweinerei ist eigentlich ein viel zu ehrliches Wort, als daß man es auf dieses Buch anwenden sollte: im letzten Moment geschieht immer irgend ein Glücksfall, der die Szene unterbricht. Der Verfasser stellt eine Art modernen Claren dar, nur bejaß der vielerlästerte Claren mehr Witz und Geschick als sein Nachfolger. Ein so durch und durch unklüftliches, geistloses und langweiliges Buch wie dieser Roman ist uns schon lange nicht untergekommen.

Archäologisches.

— Eine alte Stadt in Mexiko hat nach einer im „Globus“ wiedergegebenen Mittheilung einer amerikanischen Zeitschrift der Archäologe Saville bei Xoro, südlich vom District von Oaxaca, aufgefunden. Er grub zunächst eine Anzahl Pyramiden und kleinerer Mounds (hügelartige Erderhöhungen) aus. Die zwölf größten Pyramiden sind Teocalli, Göttergräber. Von einem der Mounds führte eine Terracotta-Abzugsröhre in die Felser. Die einzelnen Stücke der Röhren waren mehrere Fuß lang und schlossen gut aneinander. — Man folgte dem Verlaufe der Röhren, die nach kurzer Unterbrechung einen steilen Berg hinaufführten, wo Saville einen ungeheuren Tempel fand, der von einem staunenerregenden Säulengang umgeben war. Alles lag unter einer dichten Vegetationsdecke verborgen. Die Seiten des Berges, auf dessen Spitze die alte Stadt stand, waren künstlich terrassirt, die Stadt war so befestigt, daß sie unannehmbar gewesen sein muß. Neben dem Tempel fanden sich auch die Ruinen eines Amphitheaters, von Palästen und anderen öffentlichen Gebäuden auf dem Bergplateau. Saville glaubt, die verloren gegangene Hauptstadt der Zapoteken gefunden zu haben. Der Berg war auf den Karten bisher mit Monte Alban bezeichnet. Man wußte zwar, daß sich Ruinen auf dem Gipfel befänden, hielt sie aber nur für die Ueberreste indianischer Befestigungen. Da ein kleines Dorf in der Nähe den Namen Zaxila führt, hält Saville es für wahrscheinlich, daß die alte Stadt einst denselben Namen besessen hat. Das alte Volk muß auf einer sehr hohen Kulturstufe gestanden haben. Die Stadt war von beträchtlicher Größe. Sie dehnte sich über mehrere Quadratmeilen (engl.) aus. Saville fand Steinquadrate von etwa zwei Meter Weite. Die Stadt scheint durch die in der Gegend häufigen Erdbeben zu Grunde gegangen zu sein. Am südlichen Ende derselben liegt ein Mound von 300 Meter Länge und 100 Meter Breite. Eine Treppe führte auf seine Spitze, wo öffentliche Gebäude gestanden haben müssen, die nun in Trümmer liegen; am gegenüberliegenden Ende der Stadt lag ein großes Amphitheater von rechteckiger Form.

Geographisches.

— Im Verein für Erdkunde zu Magdeburg sprach unlängst Dr. Halbsaß über den Schwarzwald. Das Gebirge ist etwa 160 Kilometer lang, 7800 Quadratkilometer groß, sein Volumen ist berechnet auf 5000 ckm (der Harz nur 1000 ckm). Es wird begrenzt vom Rhein, dem Neckarthal, im N. von der Kraichgauer Hügellense. Im S. hängt es zusammen mit dem Jura. Der höchste Punkt ist der Feldberg (1500 Meter). Man kann drei Theile unterscheiden: der südlichste und höchste reicht bis zur Dreisam und zur Brigach, der mittlere bis zum engen Stinzigthal, durch das die Schwarzwaldbahn von Offenburg zur Donau führt, der nördliche bis zu den Kraichgauer Hügeln bei Karlsruhe. Der letztere ist eine einformige Hochfläche, fast ganz bedeckt mit prachtvollem Tannenwald. Im S. sind Hügelgruppen aufgesetzt und Thäler tief eingeschnitten. Der Hauptgipfel nach besteht das Gebirge, wie der früher mit ihm zusammenhängende Wasgenwald, aus Kunksandstein, Granit und Porphyr sind hindurch gebrochen und bilden jetzt die höchsten Kuppen. Zahlreiche warme Quellen sprudeln. Zur Eiszeit bedeckten eigene Gletscher große Flächen; als Produkte ihrer Thätigkeit sind zahlreiche Moränenseen zurückgeblieben, so der Titz-, Schluch-, Mummelsee u. a. m. Das Gebirge ist sehr reich an Gewässern und Wasserfällen; es hängt das zusammen mit den ausgedehnten Wäldern. Die Thäler sind im Süden vielfach noch ungebahnte Schluchten. Im Butachthale sind zum Beispiel innerhalb zwei Stunden 20 Brücken zu begehen. Prachtige Straßen verbinden die Orte, in letzter Zeit sind auch viele Bahnen gebaut. An den Abhängen wird viel Wein gebaut, im Neckthale werden bis zu 1/2 Millionen Zentner Kirchen geerntet. Bergbau ist gering. Die dichte Bevölkerung ernährt sich außer durch Viehzucht besonders durch Industrie. Die Uhrenindustrie stammt aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts; jetzt liefert sie für 20 Millionen Mark Waare. Ihr Mittelpunkt ist Triberg. Daneben findet sich Strohhutflechterei und jetzt Anfertigung elektrischer Apparate. Die Bewohner sind Alemannen. Am schönsten ist der Schwarzwald im Winter wegen der dann reinen Luft und der prächtigen Aussicht von den Höhen auf die Alpen.

Aus dem Thierleben.

— Aus Erstlie wird der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben: Gelegentlich eines Revierganges erregten auf einem Kleefeld zwei Krähen (graue) meine Aufmerksamkeit, von denen die eine unablässig nach einer Stelle hinfliegt, von dort aber fortgesetzt zurückgeworfen wurde, welchem Vorgang die andere gespannt und unbeweglich zusah. Ich dachte gleich an Freund Lampe und setzte mich in

Trab, um ihn von seinen Peinigern zu erlösen, staunte aber, als ich beim Näherkommen bemerkte, daß drei alte Rebhühner (zwei Hähne, ein Huhn) das Ziel dieser Angriffe bildeten. Bei jedem Angriff sprang der eine Hahn etwa zwei Fuß hoch aus dem Klee heraus und prallte kräftig gegen die Krähe, letztere auf diese Weise zum Rückzug zwingend. Vielleicht hätte die Sache für den tapferen Hahn doch noch einen schlechten Ausgang genommen, wenn nicht mein Dazwischentommen Freund und Feind zum Abzug genöthigt hätte. Aber auch jetzt schienen die Krähen ihre räuberischen Absichten noch nicht aufgegeben zu haben; wenigstens folgten sie genau den Hühnern, die eine 1 Meter über, die andere ebenso weit hinter ihnen streichend, doch gelang es denselben, eine dichte Schomung zu erreichen, wo sie hoffentlich in Sicherheit gekommen sind. Ich bemerkte noch, daß es sich um alte, starke, allem Anschein nach völlig gesunde Hühner handelte.

Technisches.

ie. Die japanische Papierfabrikation hat durch Güte und Eigenart ihrer Erzeugnisse schnell einen Weltruf erhalten. Das japanische Papier verdankt seine vorzüglichen Eigenschaften der Reinheit der verwandten Materialien. Es giebt in Japan drei große Papiermühlen, die die Namen Fuji, Oji und Senju haben. Fuji ist die größte und erzeugt allein monatlich 2 Millionen Pfund Papier, während die beiden anderen eine monatliche Leistung von 900 000 bezw. 700 000 Pfund aufzuweisen haben.

Humoristisches.

— Heimgelacht. Der Herr Delan begegnet dem als Spatzvogel bekannten Häfnerlarle, der heute ein gar trübseliges Gesicht aufgesteckt hat.

„Aun, Karle, warum so ernst?“ fragt er ihn wohlwollend.
„Ach, Herr Delan, i muß sterba!“
„Des müssen me alle,“ meint der Herr Delan.
„Nein, i muß bald sterba. Weil Sie's send, Herr Delan, will i 's Gheue saga, woher i 's weiß: Heut' Nacht hot mer's träumt, i sei g'storba. Wis—u— i vor d' Himmelsthür komm, han i a' Kopf und g'rufa: „Schnell, machet uf, der Häfnerlarle ischt do, Ihr kennet mi schon!“ „No g'schät!“ hot der Petrus g'moint; „hent Ihr au beichtet?“ „Noi, jell hab' i net löna; i ben beim Pfarrer g'wei und beim Herr Delan; aber toiner ischt z' Haus g'lei.“ „Das ischt loi Ausred,“ war d'Antwort; „hättet Ihr en da gold'na Bära g'schickt, do sitet die Herra da ganza Tag veinand!“

— Eine Entdeckung. Tante Nimi zeigt sich der Familie zum ersten Male im Nadelkostüm mit Pumphosen. Der kleine Karl zur Mama im höchsten Stamen: „Sieh mal, die Tante hat — Beine!“

— Schneidig. „Ist Ihnen bereits die Konfiszirte Nummer des „Simplicissimus“ zu Gesicht gekommen, Herr Lieutenant?“ „Schu—usmann!!!“ („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

— Postverkehr in Europa. Den größten Briefpostverkehr zeigt Großbritannien mit 2242 938 785 Briefen, dann folgt Deutschland mit 2053 277 750, dann Oesterreich-Ungarn mit 1046 594 910, Frankreich mit 934 358 746, Rußland mit 370 531 522, Italien 206 130 402 Briefen. Rechnet man zu dem Briefpostverkehr auch den Versand von Waarenproben und Zeitungen, dann steht in erster Linie Deutschland mit 4045 Millionen Stück, dann kommt Großbritannien mit 3091 Mill., Frankreich mit 2223 Mill., Oesterreich-Ungarn mit 1396 Millionen Stück.

y. Die Auswanderung über Hamburg hat im November gegen denselben Monat des Vorjahres fast um das Vierfache zugenommen, von 1476 auf 5438 Personen.

— Das Hamburger Volksschiff „Konstanze“ hat auf der Heimreise von Caleta buena (Chile) bei schwerem Unwetter zwei Mann verloren. Ein dritter, der auch über Bord gespült wurde, konnte gerettet werden.

— In Koblenz (Kreis Nantbor) stürzte ein Arbeiter nachts in einen 130 Meter tiefen Abteufschacht. Er wurde auf der Sohle zerstückelt aufgefunden.

— Ein Direktor des Kohlenyndikats in Essen ist mit Hinterlassung von 100 000 M. Schulden geflüchtet.

y. Im Dorfe Labbed (Kreis Mörz) verursachten Kinder durch Spielen mit Feuer den Brand eines Hofes. Vier Kinder sind dabei verbrannt.

— Auf Ranthe wurden heftige Erdschütterungen wahrgenommen. Auch in Attila wurden Erdstöße bemerkt. Dort ist das Wetter so warm, daß die meisten Bäume in Blüthe stehen. Seit acht Monaten hat es nur einmal geregnet.

— Der aus Batum kommende Dampfer „Peter“ stieß fünf Meilen von Dschemtschirj auf den Dampfer „Elisabeth“. Letztere sank. Auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete. Die Mannschaft der „Elisabeth“ wurde gerettet.

— Von den vielen Tausenden, die im Frühjahr in die Goldfelder des Pufongbietes zogen, haben kaum 10 pCt. die Mittel zur Rückreise erlangen können.